

«Ich will nicht ein Fotosujet einfangen,

Nordkorea, Iran und Afrika – Ferien auf dem Liegestuhl sind Christoph Blochers Sache nicht. Dieses

Von Martin Furrer und Benedict Neff, Herrliberg

BaZ: Herr Blocher, Sie haben schon viele Länder bereist und, so scheint es, Sie sind ein Extremtourist: Entweder zieht es Sie in die Schweizer Berge, oder dann muss es gleich Pjöngjang sein. Badeferien in Griechenland oder Spanien – kommt das für Sie nicht infrage?

Christoph Blocher: Entschuldigung! Was sollte ich dort tun? Zuschauen, wie die Menschen am Strand liegen?

Wieso nicht?

Das ist nichts für mich. Aber, ich bin froh, wenn viele Menschen Badeferien machen, dann habe ich mehr Platz bei «Wanderferien in Nordkorea» (lacht). Nein, im Ernst: Mich interessieren politisch und gesellschaftlich unbekannte Länder. Eritrea und Äthiopien zum Beispiel möchte ich dieses Jahr besuchen.

Können wir einen Blick in Ihre Fotoalben werfen?

Von mir aus. Meine Frau fotografiert hier und da auf unseren Reisen.

Und Sie?

Ich nicht.

Fotografieren gehört doch zum Reisen.

Ich fotografiere nicht mehr. Ich will nicht ein Fotosujet, sondern die Welt, das Leben. Die Welt kann ich viel offener anschauen, wenn ich nicht fotografiere.

Ist es nicht umgekehrt? Wenn man fotografiert, prägt sich einem die Welt besser ein.

Nein. Es fehlt die Zeit für einen Gesamteindruck. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich viel mehr nach Hause trage, wenn ich nicht fotografiere. Auch Tagebücher führen ist fast ein Betrug.

Beides hilft aber, sich zu erinnern.

Das stimmt. Aber ich mache nicht Reisen, um mich später an Details zu erinnern. Mein Ziel ist es, einen Gesamteindruck zu bekommen. Ich schaue. Ich beobachte. Als Geschäftsmann und Bundesrat reist man viel in fremde Länder, aber man sieht sie nicht. Man landet auf irgendeinem Flughafen, wird mit viel Brimborium abgeholt, sitzt in einem Konferenzsaal, abends an einem Bankett. Dann geht es zurück an den Flughafen und nach Hause.

So sieht das Standardprogramm für Businessreisende und Politiker aus.

Leider.

Das könnte man ja ändern.

Früher war das nur beschränkt möglich. Heute kann ich anders reisen, ich kann Wanderferien in Nordkorea machen, abseits offizieller Routen.

Bekommen Sie wirklich authentische Eindrücke von diesen Ländern?

Es gelingt natürlich nie vollständig, gerade in Ländern, in denen man von Aufpassern umringt ist. Aber es gibt immer wieder Situationen, die einem helfen, von den offiziellen Wegen abzukommen. Als ich in Nordkorea war, mussten wir wegen eines Auto-unfalls einen Umweg machen. Dann kommt man plötzlich durch Gegenden, die man nicht hätte zu Gesicht

bekommen sollen. Dann wird das offizielle, geschönte Skript plötzlich unterbrochen. In der DDR wollte ich einst einen Kindergarten besichtigen. Der Taxifahrer sagte: Das geht nicht. Ich gab ihm fünfzig Westmark und behauptete, ich sei Lehrer, ich wolle wissen, wie es dort zu- und hergehe.

Das hat funktioniert?

Ja. Ich konnte auch in ein Spital. Nur so kann man sehen, wie der Sozialismus funktioniert. Es war beängstigend, was ich dort gesehen habe. Es gibt auch andere Tricks.

Welche?

Ich war mit meiner Frau in einer Stadt in der DDR unterwegs. Als sie dringend eine Toilette benötigte, riet ich ihr, an einer Türglocke von irgendwelchen Leuten zu läuten, und nach der Toilette zu fragen, um sie dann in ein Gespräch einzubinden. Als sie nach einer halben Stunde noch immer nicht zurück war, läutete auch ich und fragte schüchtern nach meiner Frau. Man bat mich ebenfalls, reinzukommen. Meine Frau sass mit diesen Menschen im Gespräch vertieft beim Tee. Da erfährt man sehr, sehr viel – aus dem Leben, dem Alltag der Menschen.

«Ich gehe nicht ins Ausland, um den Menschen zu predigen, wie sie leben müssen.»

Können Sie sich als prominenter Politiker überhaupt unerkannt im Ausland bewegen?

In alle jene Länder, die ein Visum verlangen, kann ich nicht inkognito einreisen. Da holt mich dann meist ein Botschafter am Flughafen ab, und ich reserviere ein, zwei Tage für die unumgänglichen offiziellen Termine. Aber wenn die abgehakt sind, fängt die Reise an. In Nordkorea habe ich Menschen bei der Reiseroute intensiv beobachten können. Es war schrecklich anzusehen.

Schrecklich – warum?

Ich sah Sekretärinnen, die frühmorgens in Gummistiefeln und mit Sichel ins Reisfeld marschieren mussten, um bei der Ernte zu helfen. Alle helfen – aber die meisten sind Laien und darum geht viel Reis verloren. Nordkorea wäre eigentlich eine Getreidekammer, aber jährlich sterben 30'000 Menschen an Hunger. Ich sah bei meiner Reise im Jahr 2009 hungrige Frauen mit kleinen Kindern auf dem Rücken, die auf den bereits abgeernteten Feldern – nicht etwa Ähren – sondern einzelne Reiskörner suchten! Schmerzlich anzusehen! Nordkoreanische Minister fragten mich später, ob ich in ihrem Land investieren könne.

Und, was meinten Sie?

Ich sagte: Ich investiere schon morgen, aber zuerst braucht es eine andere Staatsordnung, es braucht Privateigentum und Privatinitiative. Ich empfahl ihnen: Macht es doch wie China. Die Chinesen sind zwar kommunistisch geblieben, sie haben aber Anfang der 1980er-Jahre ihr Land wirtschaftlich geöffnet. Den Nordkoreanern sagte ich also: In zwanzig Jahren wäret ihr auch so weit wie China heute. Die Antwort war: Wir warten nicht zwanzig Jahre, wir schaffen es bis in drei Jahren, zum 100. Geburtstag des Grossen Führers. Ich fragte: Wie wollen Sie das machen? Die Antwort: Wir spornen die Menschen mit Marschmusik an. Stellen Sie sich das vor: Aufschwung dank Blasmusik!

Sehen Sie auf Reisen auch Dinge, die besser funktionieren als in der Schweiz? Es gibt durchaus auch Positives.

Zum Beispiel?

Die armen Länder sind viel schöner als die reichen.

Ist das nicht eine zynische Idealisierung der Armut?

Die Armut, die nicht ruinös ist, hat eine eigene Anmut. Wenn Sie etwa in Indien aufs Land gehen, werden Sie Zeuge von geradezu biblischen Sze-

nen: Bauern, die ihr Feld mit Ochsen und Holzpflügen bestellen.

Welche Vorstellungen haben Sie von Eritrea?

Keine grosse. Ich reise einfach hin und schaue.

Eritrea gibt vor allem in der Asylpolitik zu reden. Dienstverweigerung und Desertion von Eritreern ist in der Schweiz ein hinlänglicher Asylgrund – dies ist aber freilich umstritten, gerade in der SVP. Werden Sie sich in Eritrea konkret mit diesem Thema beschäftigen?

Das weiss ich noch nicht. Ich werde auf jeden Fall fragen, was mit den Leuten passiert, die den Dienst verweigern, ob sie gefoltert werden.

Könnten Sie sich vorstellen, dass Sie aus Eritrea zurückkehren mit der Einsicht: Ja, es ist richtig, dass die Schweiz Deserteuren Asyl gewährt?

Das möchten Sie am liebsten hören! Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Im Moment herrscht Frieden dort unten. Deserteure und Kriegsverweigerer, denen eine Rückkehr nicht zugemutet werden kann, sind vorübergehend in Sicherheit zu schaffen, jedoch keine Flüchtlinge. Aber ich gehe nicht wegen dieser Frage nach Eritrea.

Ihre Reiseziele sind Risikodestinationen. Welche Vorkehrungen treffen Sie?

Keine besonderen, ich verlasse mich aufs Reisebüro und die örtliche Polizei. Ich würde selbst nach Afghanistan reisen. Das Land steht sogar auf meiner Wunschliste.

Sie waren einer der ersten Schweizer, die Anfang der 1980er-Jahre China besuchten. Wie kam das?

Ich erkannte, dass China ein interessanter Kunde für unsere Ems-Gruppe werden würde. Die Chinesen lechzten förmlich nach Textilien, nach einem zweiten Hemd. Ich beschloss, den Chinesen schlüsselfertige Produktionsanlagen hinzustellen und die Angestellten in Domat/Ems auszubilden. Die erste Firma entstand in Xinhui, nahe Hongkong. 1984 reiste ich vier Wochen durch China. Weil ich nie Zeit für Ferien hatte, begleiteten mich meine Frau und alle vier Kinder. Meine Frau hatte Bedenken, zu Recht, wie sich zeigte: Monatlang hatte sie nachher noch Magenbeschwerden.

Sie auch?

Nein. Aber der Rest der Familie. Es kam zu lustigen Begegnungen. In den abgelegenen Gebieten hatten die Chinesen noch nie Langnasen und Blonde gesehen. Es gab Volksaufläufe, wenn wir irgendwo ausstiegen. Die Chinesen fuhren unseren Kindern über den Kopf, weil sie glaubten, sie trügen Perücken. Der jüngsten Tochter, Rahel, damals siebenjährig, war das sehr zuwider, sie verlangte einen Hut. Am Abend rechnete ich mit meinen Kindern aus, wie viele Menschen in China leben, schliesslich, wie hoch der Bedarf an Synthesefasern ist, um für diese Menschen Hemden zu produzieren, und wie viele Fabriken es bräuchte. Am Ende kamen wir auf 120 Fabriken. Also beschloss ich, diese zu bauen. Und wissen Sie was: Zwischen 1983 und 2003 haben wir in China 117 Fabriken gebaut!

«Es gibt eine Regel auf Reisen: Rede nie über Religion, nie über Politik und nie über Hunde.»

Marktforschung der Familie Blocher.

Ja, das ist eben auch Reisen! Als wir durch die Städte gefahren sind, habe ich die Kinder zur Seite genommen und gefragt: Wo ist der Chinese schon im Bett? – Da wo Hemd und Hose vor dem Fenster hängen! Der Chinese ist sauber, das muss man wissen, der wäscht sich. Wenn man durch ein Land reist, baut man eine Beziehung zu den Menschen auf.

Wares nicht schwierig, überhaupt in den chinesischen Markt dringen zu können?

Die Leute vertrauten uns, weil wir Schweizer sind, weil wir, Gottfriedstutz, neutral sind. Es ist mühsam, bis Sie das Vertrauen des Chinesen

haben. Aber sobald Sie es haben, ist die Zusammenarbeit wunderbar.

Wie stark passen Sie sich als Reisender fremden Gepflogenheiten an?

Der Grundsatz ist immer: bescheiden auftreten. Das gilt überall. Politisch habe ich mich aber nie angepasst, nie. Ich habe den Chinesen nie gesagt, dass ihr kommunistisches System gut sei. Daneben gilt: Heikle Themen sollte man umgehen.

Woran denken Sie?

In China war ich etwa auf einem Bauernhof, da schliefen alle im Stroh, neben einer Feuerstelle. Da gehe ich nicht hin und sage: Ihr braucht eine Stube! Ich gehe nicht ins Ausland, um den Menschen zu predigen, wie sie leben müssen. Aber es gibt eine Regel: Rede nie über die Religion, nie über die Politik und nie über Hunde (lacht). Es gibt eben nur Hundefreunde und erbitterte Gegner.

Wie war es in Iran? Trug Ihre Frau da einen Schleier?

Natürlich. Ein Kopftuch ist Vorschrift, und auch die Kleider der Frauen müssen über die Knie gehen.

Bundesrätin Michelin Calmy-Rey ertete Kritik, als sie sich bei einem Besuch in Iran 2008 mit Kopftuch von Präsident Ahmadinejad empfangen liess.

Das musste sie doch! Entscheidend sind die Sitten und Gebräuche im Gastland. So ist es auch im eigenen Land: Wenn wir bei uns keine Kopftücher wollen, dann können wir das anordnen, fertig. Meine Frau hatte aber Mühe mit den Kleidervorschriften. An manchen Örtlichkeiten musste sie gar einen Tschador tragen.

Haben Sie auch mit einfachen Menschen gesprochen?

Ja, sobald man auf dem Land ist, reden die Leute offen. Es schimpften alle über die Regierung.

Schimpfen die Menschen nicht überall über die Regierung?

Nein, früher gab es das in China nicht: Verboten. In Nordkorea: Kein Tönchen der Kritik. In wirklich engen Diktaturen hört man als Reisender nicht mal die Kritik hinter vorgehaltener Hand.

Wurden Sie auf Ihren Reisen nie gerügt für Ihre kritischen Erkundungen?

Das kam schon vor. In Nordkorea darf man nicht einmal alleine aus dem Hotel. Ich habe es aber natürlich trotzdem probiert und bin einfach alleine in der Stadt herumgelatscht. Lange dauert es nicht, und man wird von einem Aufpasser eingeholt. Ich gab mich stets unwissend-naiv. Das sind kleine Risiken. Meine Frau aber verzweifelt fast, wenn ich mich jeweils nicht an die Regeln halte. Ich zeige Ihnen jetzt etwas, ein Fotoalbum von der Reise nach China.

Bitte.

Da zogen wir in eine Stadt in den Bergen, die nur per Zug erreichbar war. Als wir mit der Bahn einfuhren, haben die Menschen auf dem Perron vor Freude geschrien: «Blogger – Blogger: Ein Industrieller, der investiert!» Wie anders in der wohlgenährten Schweiz. Wer investiert, stösst auf Hindernisse. Lastautos? Lärm? Immissionen? Viele sagen: «Lieber nein.» China gibt einem Industriellen gute Gefühle!

Was sehen wir hier?

Das ist eine Fabrik, die wir gebaut haben. Da stehe ich inmitten der chinesischen Ingenieure, da, meine Frau, hier meine Kinder: Sie alle waren bereits dabei. Die gepredigte Trennung von Beruf und Familie ist ein Blödsinn! Man muss die Familie miteinbeziehen, sie kann sich mit dem Unternehmen identifizieren, hat auch Verständnis für die grosse Belastung von Vater und Mutter.

Sie waren mehr als dreissigmal in China. Was denken Sie heute von dem Land, von dem Wandel, den es vollzogen hat?

Dreissig Prozent des Landes sind moderne Industriestädte – der Rest ist nach wie vor Entwicklungsland. Aber dreissig Prozent bei einer Bevölkerung von 1,3 Milliarden ist natürlich gewaltig! Die Ungleichheit der Regionen ist gross, und durch das Fernsehen wird dies allen bewusst.

Doch China weiss das. Sie lösen ihre Probleme sehr zielgerichtet.

Gibt es Dinge, die Sie immer mitnehmen, wenn Sie reisen?

Wenn ich ins Ausland gehe, nehme ich Schweizer Literatur mit. In Nordkorea habe ich die Biografie von Ulrich Ochsenbein, dem Schöpfer des Schweizerischen Bundesstaates, gelesen. Das war wunderbar. Man hat ja immer auch Heimweh. Und was macht man in schlaflosen Nächten, an primitiven Orten, wenn man auf der Pritsche liegt oder in einem ungeheizten Zug? Man schaltet die Taschenlampe an und liest.

«Je weniger Menschen, desto schöner, weil niemand da ist, der die Dinge kaputt macht.»

Wieso gerade Schweizer Literatur, wieso nicht Literatur aus dem Land, das Sie bereisen?

Das nützt nichts gegen Heimweh.

Was bedeutet Heimweh bei Ihnen?

Heimweh ist immer das gleiche Gefühl: Wenn ich doch nur zu Hause wäre! In Nordkorea dachte ich: Oh, wenn es hier nur einen Ochsenbein gäbe, der dieses Land auf den Kopf stellen würde. Auch die Schweiz war mauseum und ist reich geworden. Es kann so einfach sein. Es braucht nur Freiheit. Der Sozialismus ist eine gottvergesessene Dummheit! In Nordkorea sind alle indoktriniert: Jeder bekommt einen Fernseher und alle haben drei Programme, nordkoreanische natürlich.

Sie haben in Nordkorea auch Fernsehen geschaut?

Klar, und ich liess mir die ganzen Sendungen von unserem Dolmetscher übersetzen. Nordkoreanische Nachrichten gehen so: Der Grosse Führer hat wieder eine Fischzuchtanstalt eröffnet – die Anlage wäre bei uns vielleicht vor hundert Jahren durchgegangen. Dann eine Auszeichnung der fleissigsten Bauern. Und dann die Auslandsnachrichten: Amerika. Ein Kran liegt am Boden, ein toter Mann daneben. Da sieht man, sagt der Moderator, wie schlecht die Leute im Westen behandelt werden. Nordkorea aber hat nicht einmal Kräne. Die Leute haben eine völlig verwirrte Sicht auf die Realität: Sie denken, wir seien die armen Cheiben.

Nehmen Sie Souvenirs aus der Schweiz mit, die Sie in Gastländern verteilen?

Sackmesser, und für die Frauen Schminkzeugs – ganz beliebt in Iran. Uh, da haben die Frauen Freude!

Schweizer Marken?

Natürlich! Aber nur kleine Sachen. Sie dürfen keine teure Uhr mitbringen, sonst wirkt es so, als würden Sie die Leute schmieren wollen. Sackmesser haben die Leute sehr gerne, Glarner Tüchlein oder kleine Kristalle. Eine gute Schokolade ist ganz wichtig, gut verpackt wegen der Hitze – kleine Dinge halt, die an die Schweiz erinnern.

Sind die Fabriken, die Sie in China gebaut haben, noch in Betrieb?

Die laufen alle in bestem Zustand. Aber wir waren nicht Eigentümer. Wir haben sie für die Chinesen gebaut. Die Chinesen, das müssen Sie sehen, sind in ganz Asien die tüchtigsten Geschäftsleute überhaupt. In der Mentalität wie die Schweizer, nur viel fleissiger als die heutigen Schweizer. Chinesen wollen immer lernen, sind auch gwundrig. Chinesen sind das Gegenteil von Afrikanern.

Das heisst, Sie würden jedem abraten, in Afrika zu investieren?

Die Afrikaner sind keine Industriellen! Schauen Sie sich doch mal die Entwicklungshilfe an: Seit dem Zweiten Weltkrieg hat der Westen 1000 Milliarden Franken in Afrika gepumpt. Der Erfolg? Das Bruttosozialprodukt wurde halbiert.

Sie sind also der Meinung, Afrika müsse man aufgeben?

Ich würde Afrika Afrika sein lassen. Der Kontinent muss selber über die

Christoph Blocher, der reisende alt Bundesrat

Christoph Blocher (74) ist promovierter Jurist, Unternehmer, SVP-Politiker, ehemaliger Nationalrat des Kantons Zürich und alt Bundesrat. 1983 erwarb er die Ems-Chemie, die er zu einem milliardenschweren Unternehmen machte. 2004 gab er die Leitung an seine Tochter Magdalena Martullo-Blocher ab. Blocher ist zu einem Drittel an der Basler Zeitung beteiligt und hat einen Sitz im Verwaltungsrat. In Schaffhausen aufgewachsen, lebt er seit vielen Jahren in Herrliberg, Zürich. Er ist verheiratet und Vater von drei Töchtern und einem Sohn. Als Unternehmer und Privatperson hat er wiederholt alle Kontinente bereist. Allein in China war er über dreissig Mal. Für mediales Echo sorgten seine Iran-Reise 2014 sowie seine Wanderferien in Nordkorea 2009. 2014 kündigte er an, Äthiopien und Eritrea bereisen zu wollen. [ben](#)